

ARMIN WÜHLE  
**GETRIEBENE**  
ROMAN

# **Erster Teil: Vincent**

Die Maschine setzte unsanft auf, aber die Passagiere applaudierten trotzdem. Einer pfiff sogar durch die Finger. Er stieß seinem Sitznachbarn den Ellbogen in die Rippen und zeigte ihm, wie man besonders kräftig in die Hände klatschte. Hinter den Fenstern zog sandsteinfarbene Steppe vorbei, mit Stacheldraht von der Landebahn abgegrenzt. Eine Stimme vom Tonband wünschte einen angenehmen Aufenthalt. Vincent konnte es nicht erwarten, das Flugzeug zu verlassen. Er rieb sich die müden Augen und nahm sich vor, in der Wohnung einen Mittagsschlaf zu machen.

Der Flug war um 6:45 Uhr gestartet. Die frühe Uhrzeit hatte manche nicht davon abgehalten, noch vor dem Abflug ihr erstes Bier zu trinken. Vincent hatte zwei Männer beobachtet, die Sombreros trugen und an einem Stehtisch beisammenstanden. Draußen war es noch dunkel gewesen, und die Panoramafenster hatten das hellerleuchtete Terminal gespiegelt. Einer der Männer knabberte Nüsse aus einer Schale, der andere blickte verschlafen vor sich hin. Sein Weißbierglas war noch fast voll.

»Was ist denn mit dir?«, sagte sein Kumpel mit Blick auf das Glas.

»Ist schon bisschen früh, ne ...«

»Also Tommi, sag mal.« Er klopfte dem anderen aufmunternd auf die Schulter. »Was muss, das muss. Könnte ja dein letztes sein.«

»Sag so was nicht!«

Tommi bekreuzigte sich und lachte. Er nahm einen demonstrativen Schluck von seinem Bier.

»Wer weiß. Vielleicht hat einer von denen noch 'nen Mörser rumliegen. So lang ist es nicht her. Kriegt 'nen Flashback und schon hast du 'n Loch im Kopf.«

»Bei 'nem Mörser hast du mehr als nur 'n Loch im Kopf.«

»Oder, noch besser, die sehen so ein großes Ding vom Himmel kommen und denken: Oh Scheiße, was kommt da denn runter? Und werfen sich alle zu Boden.«

Er streckte die Hände von sich und bewegte seinen Oberkörper auf und ab, als bete er zu einer Gottheit. Er ließ ein gackernes Lachen los, das von hartnäckigem Tabakkonsum gezeichnet war, und schob sich den Sombrero zurück auf den Kopf. Vincent saß in der Nähe und notierte die Szene mit.

Ein heißer Wind drückte Vincent ins Gesicht, als er das Flugzeug verließ. Über das Rollfeld liefen sie auf ein heruntergekommenes Gebäude zu. Wirklich neu schien nur der Schriftzug auf dem Dach zu sein: *Thikro International Airport*. Vincent folgte den übrigen Passagieren ins Innere und stellte sich vor das Gepäckband, das sich ruckend in Bewegung setzte. Von einer letzten Schraube gehalten, hing eine Uhr kopfüber von der Wand. Die Batterie war noch intakt, sodass sich der Sekundenzeiger ungeachtet weiterdrehte. Er griff seinen Rucksack und steuerte auf den Ausgang zu.

Unmittelbar nach der Passkontrolle wurden sie von Soldaten in Empfang genommen. Die Männer trugen Tarnmuster und beigefarbene Schirmmützen. Sie zählten je zwanzig Personen ab, die sie unter Waffenschutz zum Ausgang begleiteten. Einer der Soldaten erklärte das Vorgehen, zuerst in gebrochenem Englisch, dann pantomimisch. Er zog mit seinem Gewehrlauf einen Kreis über ihre Köpfe und machte eine Bewegung, als werfe er eine Angelschnur aus. Ein verständiges Nicken ging durch die Menge. Vincent wurde einer Gruppe zugeteilt, in der sich Abiturienten, Senioren in Sandaletten und ein Mann mit Hakenkreuz-Tattoo befanden. Vincent überlegte, ob er bereits einige O-Töne sammeln sollte, aber er war müde und ließ es bleiben.

Der Soldat, nicht älter als achtzehn, führte sie durch die verwaiste Ankunftshalle. Im Gegensatz zu anderen Flughäfen, in denen sich Großfamilien in die Arme fielen und Taxifahrer lautstark ihre Dienste anboten, empfing sie hier lediglich Stille. Bauschutt lagerte hinter den Schaufenstern der Geschäfte, Stromkabel hingen von der Decke. Vincent hörte ihre Schritte widerhallen.

Vor dem Gebäude stand bereits ein Bus mit laufendem Motor, der ebenfalls von Soldaten mit Maschinengewehren bewacht wurde. Ihre Gesichter waren hinter den großen Sonnenbrillen nicht zu erkennen. Sie bildeten einen Korridor, der vom Gebäude zum Buseingang führte und erzeugten damit das wohlige Gruseln, das sich die Touristen von ihrem Ausflug versprochen. Mit nervöser Eile wurden sie in den Bus getrieben. Ein paar Reihen vor ihm gingen Tommi und sein Freund, sie waren an ihren Sombreros leicht zu erkennen. Vincent fragte sich, ob sie die Hüte während des gesamten Flugs getragen hatten.

Vincent rutschte zu einem Fensterplatz durch. Er hatte Lust auf eine Zigarette und schob sich stattdessen ein Pfefferminz in den Mund. Er beobachtete die Soldaten, die sich wie sonnenbebrillte Sphinxen gegenüberstanden und weiterhin Passagiere in den Bus leiteten. Die Bedrohungslage war größtenteils inszeniert. Die Männer waren nicht mal ausgebildete Sicherheitskräfte, sondern Laien-Schauspieler, die aus den naheliegenden Dörfern eingesammelt wurden – das hatte ihm zumindest sein Dolmetscher in einem Vorgespräch berichtet. Vincent warf einen zweifelnden Blick auf die Gewehre. Womöglich waren sie nicht mal geladen.

Als sich die letzten Plätze gefüllt hatten, stiegen zwei der Schauspieler zu ihnen in den Bus. Sie kontrollierten wahllos Handgepäckstücke, bevor sie sich in die erste Reihe setzten und ihre langläufigen Gewehre zwischen die Beine nahmen. Die Hydraulik schnaufte schwer, als der Busfahrer die Türen schloss, und einige Fahrgäste zuckten erschreckt zusammen. Eine Anspannung lag in der Luft, die manche mit ihren Handykameras einzufangen versuchten. Der Bus ließ das Flughafengelände hinter sich und bog auf eine Ausfallstraße, die in gerader Linie nach Thikro führte.

Vincent hatte im Zuge seiner Recherchen mehrere Stunden Filmmaterial gesichtet – es schien ihm, als kehre er nach Thikro zurück, obwohl er noch nie dort gewesen war. Die Stadt lag in

einem Talkessel, eingerahmt von leicht geschwungenen Bergen. Die Häuser waren schmucklos und einfarbig und zogen sich in dichten Reihen die Hänge hinauf. Vor dem Krieg hatten etwa dreißigtausend Menschen hier gelebt. Ein Durchlass zwischen den Bergen verband zwei Täler miteinander, und dieses Nadelöhr hatte aus der Stadt eine strategisch bedeutsame Stellung gemacht. Ihre Belagerung und die damit verbundenen Todesopfer waren nicht zuletzt der eigentümlichen Geographie geschuldet.

Seit sich die Rebellen aus der Stadt zurückgezogen hatten und Thikro der Union zugeschlagen worden war, verlief dort eine internationale Grenze. Der Durchlass zwischen den Bergen wurde mittlerweile von einer Mauer versperrt. Sie schnitt durch die Stadt und zog sich in einem teils waghalsigen Winkel die Hügelgrate hinauf. Was sich jenseits der Mauer befand, wurde in einem nicht enden wollenden Bürgerkrieg zerrieben; ganze Städte lagen dort in Schutt und Asche und wurden allmählich vom Wind abgetragen.

Vincent drückte sein Gesicht gegen die Scheibe. Trostlose Hügel und Felder zogen an ihm vorbei, und er dachte daran, nach einer Nachricht von Nina zu sehen. Beim Gedanken an die gestrige Nacht verkrampften sich seine Eingeweide. Er hatte den halben Flug damit verbracht, sich die passenden Worte zusammenzulegen und hatte doch keine gefunden. Unschlüssig hielt er sein Telefon in der Hand, und seine trüben Gedanken lichteten sich erst, als sie die Stadt erreichten.

Mehrstöckige Betonbauten, an denen zerschossene Werberklamen hingen, säumten die Straße. Die ersten Passagiere entdeckten die Mauer, die sich als grauer Streifen über die Hügel zog, und deuteten mit den Fingern darauf. Die Anspannung, die in der monotonen Vibration der Busfahrt spürbar nachgelassen hatte, regte sich wieder. Manche standen von ihren Sitzen auf, um durch die Windschutzscheibe einen besseren Blick auf die Mauer zu bekommen. Die falschen Soldaten ließen sie gewähren.

An einem Kreisverkehr im Stadtzentrum kamen sie zum Stehen. Die Ankunft des Busses hatte die Aufmerksamkeit fahrender Händler erregt. Noch bevor sich die Türen öffneten, strömten Menschen zusammen, die den Touristen ihre Dienstleistungen anbieten wollten. Einer der Soldaten stieg aus und trieb sie mit dem Gewehr auseinander. Sie wichen um die Länge des Gewehrlaufs zurück, um sich gleich wieder nach vorne und in die erste Reihe zu drängeln. Sie boten Taxifahrten, Unterkünfte oder geführte Touren durch die Grenzanlagen. Auch ein bettelnder Junge war darunter. Er zupfte an den Ärmeln der aussteigenden Besucher und hielt ihnen die offene Handfläche hin. Der Soldat schlug ihm mit dem Gewehrlauf auf die Finger und schrie ihm einen Fluch hinterher, sodass die Sehnen an seinem Hals zutage traten. Vincent verfolgte die Szene mit Befremden und wollte den Soldaten zurechtweisen, wurde aber abgedrängt und mit den anderen Fahrgästen zu den Schaltern der Reiseleiter gelotst. Er scherte aus und zog sich unter den Schatten einer Platane zurück. Die Mittagshitze lag wie ein Bleigürtel auf seinen Schultern.

Vincent zündete sich eine Zigarette an und besah sich die Umgebung. Der Platz wurde von einem Obelisken überragt, der sich inmitten des dreispurigen Kreisverkehrs befand. Ein unansehnlicher Steinpfeiler, der unter den Touristen kaum Beachtung fand. Es war dieser Obelisk, an dem vor fünf Jahren ein Dutzend Jugendlicher festgebunden und erschossen worden war. Den Bewohnern war nicht erlaubt worden, die Leichen zu bestatten. Vincent erinnerte sich an ein entsprechendes Bild in den Zeitungen. Es zeigte Pendlern, die mit ihren Einkaufstüten auf den Bus warteten und versuchten, die in den Seilen hängenden Leichen zu übersehen. Das Bild hatte ein französischer Fotograf geschossen, der später selbst in Gefangenschaft geraten und ermordet worden war.

Vincent recherchierte das Original auf seinem Handy und versuchte, den genauen Standort zu finden, von dem aus der Franzose sein Bild geschossen hatte. Er drückte sich durch die

Menschenmenge, die von ihren Reiseleitern mittlerweile auf Kleinbusse verteilt wurde. Als Vincent den Standort gefunden hatte, holte er seine Kamera hervor. Er wartete, bis ihm einige Touristen vor die Linse traten und drückte ab. Das Bild war nicht perfekt, aber es konnte dem Fotografen, der kommende Woche anreiste, eine Orientierung geben. Eine Gegenüberstellung der historischen und aktuellen Aufnahme war sicher ein guter Aufhänger für die Reportage.

Er packte seine Kamera ein und winkte einen Jungen heran, der Wasser aus einem Bauchladen verkaufte. Vincent drückte sich die kalte Flasche gegen die Stirn, bevor er daraus trank. Ein weiterer Bus vom Flughafen fuhr ein. Die fliegenden Händler formierten sich um und lösten sich von der mittlerweile ausgedünnten Touristengruppe. Auch der Junge, der ihm das Wasser verkauft hatte, steckte eilig sein Geld ein und lief zu den Neuankömmlingen.

Vincent hob sich den Rucksack auf den schweißnassen Rücken. Er tastete nach seinem Portemonnaie, um sich zu vergewissern, dass der Junge ihn nicht bestohlen hatte, und ging los.

## 2

Das Apartment lag in der Altstadt von Thikro. Vincent suchte auf dem Klingelschild nach dem Namen der Haushälterin, konnte aber in dem ihm fremden Alphabet nichts erkennen. Er sah sich nach jemandem um, der ihm weiterhelfen konnte, und war dankbar, als eine Frau auf den Balkon trat und ihm zuschrie, ob er der Ausländer sei. Sie warf ihm einen Schlüssel hinunter und rief, sie würden sich im dritten Stockwerk treffen.

Vincent wurde von einer kleinen Alten und ihrer erwachsenen Tochter durch das Apartment geführt. Die Räume waren nach der Belagerung kernsaniert worden und strahlten die klinische Frische eines Neuwagens aus. Die Tochter erklärte ihm die Bedienung der Klimaanlage, des Flatscreens und des Wasserfilter-

systems. Am Ende der Runde zählte sie ihm die Schlüssel in der Handfläche ab. Bei Problemen solle er sich an die Mutter wenden, sie wohne im Erdgeschoss und könne den Google Übersetzer bedienen, Kleidung wasche und bügle sie gegen Gebühr. Sie verabschiedeten sich, und Vincent schloss hinter ihnen die Tür. Sie hatten kein einziges Mal danach gefragt, was er die beiden Monate über in Thikro mache. Womöglich konnte man darauf keine ehrbare Antwort erwarten.

Vincent ging ins Badezimmer und ließ das Waschbecken volllaufen. Er wusch sich im Gesicht und unter den Armen und zog sich ein frisches Hemd an. Er setzte sich auf sein Bett, öffnete die schallisolierten Fenster und ließ den Lärm der Straße eindringen. Die Vorhänge bewegten sich leicht im Wind. Zum ersten Mal, seit er frühmorgens ins Taxi gestiegen war, kam er zur Ruhe. Er hätte nun einen Mittagsschlaf machen können, aber die Neugier drängte ihn an die Mauer. Der Gedanke, dass nur wenige Gehminuten entfernt die zivilisierte Welt endete, faszinierte ihn. Er dachte an mittelalterliche Darstellungen der Erdscheibe, an deren Rändern Schiffe in den Abgrund stürzten und im Schlund eines Ungeheuers verschwanden. Neben einer nahezu rührenden Naivität zeugten diese Stiche gleichermaßen von Abenteuerlust. Sie erzählten von den Grenzen dessen, was dem Menschen bekannt und erfahrbar war, und nichts anderes wurde den Touristen in Thikro verkauft. Die Mauer war eine Weltenscheide, die Frieden und Krieg voneinander trennte. Ein geordnetes Staatswesen traf auf die rivalisierenden Machtansprüche verfeindeter Milizen, die sich gegenseitig unter Dauerbeschuss hielten und in Folterkellern jeder Menschlichkeit beraubten. Vincent wusste, dass es eine Aussichtsplattform gab, die den Blick auf die andere Seite der Mauer bot. Er griff sich die Schlüssel und verließ die Wohnung.

Die Gassen der Altstadt gingen steil bergauf, und Vincent musste sich nach vorn beugen, um die Steigung auszugleichen. Schwitzende Leiber drückten sich aneinander vorbei oder begutachteten die Auslagen der Geschäfte. Eine Reisegruppe zog sich

wie ein Bandwurm durch die Gasse, angeführt von einer Frau, die einen Regenschirm in die Höhe reckte, um in der Menge erkannt zu werden. In der Luft hing der Geruch von gebratenem Fleisch, das die Straßenköche in Brot drückten und mit tonlosen, allein durch den Zungenschlag variierten Schreien bewarben.

In den engen Häuserschluchten neigten sich die Wände einander zu, Stromleitungen und Balkone schienen sich wahllos zu kreuzen. Neben ihm gingen zwei Rucksacktouristen, offenbar auf der Suche nach ihrer Unterkunft. »Es ist nicht mehr weit«, raunte der Mann seiner Freundin zu, deren Dreads ihr schweißnass ins Gesicht hingen. Vincent horchte das Paar unauffällig aus, stieß jedoch nicht auf verwertbares Material. Er ließ die beiden zurück, als sie einem Jungen auf der Straße Hasch abkauften.

Es dauerte nicht lange, bis sich die Steigung abflachte und die Mauer in Sicht kam. Vincents Pulsschlag beschleunigte sich. Die Gasse mündete in der neuen Hauptschlagader der Stadt, die parallel zu den Grenzanlagen verlief und *Boulevard* genannt wurde. Mit sichtlichem finanziellem Aufwand war hier eine Amüsiermeile errichtet worden, die aus Bars, Restaurants, Diskotheken und Stripclubs bestand. Die Häuser besaßen nur eine schmale Straßenseite und erstreckten sich schlauchartig nach hinten. Dicht gedrängt, wie mit hochgezogenen Schultern, reihten sie sich aneinander. Gegenüber verlief die Mauer, sechs Meter hoch und gekrönt mit Stacheldraht. Einige Gebäude waren aufgestockt worden, um einen Blick über die Mauer zu ermöglichen. Von den Dachterrassen bot sich freie Sicht ins Kriegsgebiet.

Vincent presste den Rücken gegen eine Hauswand und legte staunend den Kopf in den Nacken. Die Mauer bestand aus unverputztem Beton. Etwa alle zweihundert Meter erhob sich ein Wachturm, der von Stacheldraht und Überwachungskameras umgeben war. Ein schmaler Geländestreifen trennte den *Boulevard* von der Mauer. Zwei Spurrillen zeigten an, wo sich die Geländewägen der Grenzpatrouillen ihre Bahn schlugen. Gegenüber saßen die Menschen in Sonnenstühlen, ihre Stühle zur Mauer ausgerichtet, als betrachteten sie das Meer.

Vincent spazierte den *Boulevard* entlang, ohne den Blick von der Mauer zu nehmen. Innerhalb kürzester Zeit wurden ihm Gras, Hasch, Ketamin und MDMA angeboten sowie weitere Drogen, deren Codewörter er nicht kannte. Die jungen Dealer lehnten an Häuserwänden oder begleiteten ihre Zielgruppe ein Stück des Weges. Manche hielten eingeschweißte blauen Pillen zwischen den Fingern. *Love-Love* zischten sie, rieben das Plastik aneinander und sahen mit ihren eingefallenen Gesichtern und dem ruhelosen Blick nach allem anderen als *Love* aus.

Trotz der Popmusik, die von den Terrassen der Restaurants zu ihm drang, verlor die Mauer nichts von ihrer unerbittlichen Gewalt. Selfie-Sticks wurden aus der Menge gereckt, um den Grenzverlauf durch die Stadt und über die Berge einzufangen. Vincent verfolgte einige Gespräche, die sich zur Existenz der Mauer meist lobend, seltener kritisch, aber allesamt ehrfürchtig äußerten. Unauffällig notierte er sich O-Töne und ging weiter. Er ignorierte die Versuche der Kellner, ihn an einen Tisch zu lotsen, bis sich ihm einer in den Weg stellte. Der Mann deutete auf überbelichtete Fotos von Würstchen mit gebratenen Tomaten und erklärte, dass das Frühstück im *Pork House* noch bis sechzehn Uhr serviert werde. Vincent lehnte ab, doch der Mann verspernte ihm abermals den Weg. Er sprach wie zu einem Freund, um dessen Wohlbefinden er sich sorgte. Ob er lieber ein Bier trinken wolle? In der Bar werde Bier in Gallonen ausgeschenkt. Vincent verzichtete auf eine Antwort und schob sich an ihm vorbei.

Er begann, seinen Spaziergang mit der Handykamera aufzuzeichnen, und sprach seine Eindrücke für seine Follower auf. Zwischen den gastronomischen Angeboten befanden sich Läden, in denen billige Handyschalen, Gürtel, Jeans und Fußballtrikots verkauft wurden. Für wenig Geld konnte man sich Tattoos stechen oder Henna auftragen lassen. An den Büros der Tourismusagenturen hingen Bilder von Tagesausflügen, auch Paintball-Gelände und Schießstände wurden beworben. Vincent nahm einen Flyer entgegen und wurde von einem Agenten in ein Gespräch verwickelt. Der Mann hielt ihm einen Ordner hin und zeigte Fotos

von Sturmgewehren und Handfeuerwaffen, die sich auf einem nahegelegenen Schießstand abfeuern ließen. Vorschriften gebe es keine, nur volljährig müsse man sein und zum Zeitpunkt des Besuchs nicht alkoholisiert. Vincent ließ sich die Kontaktdaten des Agenten auf den Flyer schreiben und verabschiedete sich. Mit dem guten Gefühl, einen ersten Ansatz für seine Recherchen gefunden zu haben, setzte er seinen Spaziergang fort.

Die Stadt entsprach recht genau den Vorstellungen, die er von ihr gehabt hatte. Allein die Besucherschichten waren heterogener als angenommen – Partyvolk war hier ebenso vertreten wie urbanes Bildungsbürgertum, was es schwieriger machen würde, seine Kritik eindeutig zu adressieren. Auch Söldner entdeckte Vincent immer wieder unten den Passanten. Sie trugen ihre Uniformen selbst in der Freizeit und präsentierten sich mit kaum verhohlenem Stolz. Die Männer gehörten nicht den Streitkräften der Union an, sondern einer paramilitärischen Einheit, die den Grenzverlauf in und um Thikro kontrollierte. Die *Solidarische Union* – kurz *SU* genannt – war weltweit in Krisengebieten aktiv. Die Finanzierung der Miliz war undurchsichtig und führte in rechtsradikale Milieus. Vincent beobachtete eine Gruppe Söldner und beschloss, ihnen eine Weile zu folgen. Regelmäßig bildeten sich Trauben um die Männer. Passanten klopfen ihnen auf die Schulter oder wollten ihnen die Hand schütteln, viele baten um ein Foto. Es schien nicht wenige zu geben, die sich ihretwegen auf den Weg nach Thikro gemacht hatten. Die Präsenz der Miliz in den sozialen Netzwerken war vorbildlich. Sie versorgte eine wachsende Zahl an Followern mit Bildern und Videos ihrer Einsätze. Ihre Beiträge waren patriotisch, mitunter witzig, und strotzten vor heroischen Posen. Die Söldner stammten aus allen Ländern der Welt und rekrutierten sich vornehmend aus Soldaten, die vorzeitig aus dem Militär geschieden waren. Manche der dreihundert Mann starken Truppe waren zu Internetberühmtheiten avanciert, darunter Frédéric Llosa, der sich nicht selten mit nacktem Oberkörper und seiner M60 fotografierte. Seinen privaten Accounts allein folgten beinahe so viele User wie der

gesamten Truppe. Es kursierte ein Kartenspiel, das neben Llosa einunddreißig weitere Milizionäre abbildete, ein kurzlebiger Internethype, ausgelöst von einem Fan, dem die Verbreitung nach einem Rechtsstreit untersagt worden war.

Die Söldnergruppe nahm in einer Bar Platz, und Vincent verlor das Interesse an ihnen. Er war mittlerweile vor der Aussichtsplattform angelangt. Eine Treppe führte vom *Boulevard* zu einem der Wachtürme hinauf. Stege bogen links und rechts am Turm vorbei und mündeten in einer Plattform, die in das Kriegsgebiet hineinragte. Vor dem Kassenhäuschen verdichtete sich die Menge, ein Bildschirm wies den nächsten freien Slot in einer Stunde aus. Vincent zupfte an seinem Hemd, das durchgeschwitzt an seiner Brust klebte. Er hatte keine Lust, so lange zu warten. Der *Boulevard* hatte ihn ausgelaugt und die Sinne müde gemacht. Er beschloss, sich nach einem Taxi umzusehen, und sein suchender Blick blieb nicht unbemerkt. Er wimmelte einen Mann ab, der ihm einen früheren Slot für den Plattformbesuch verkaufen wollte, und einen anderen, der ihm *Sugar* anbot, was auch immer das sein mochte. Vincent schob sich durch die Menge und ließ den überfüllten *Boulevard* hinter sich. Zwischen den Hotelanlagen, die am Rande der Flaniermeile in die Höhe schossen, wurde es ruhiger. Er spürte, wie der Lärm in ihm nachhallte und die schmucklosen Zweckbauten der Stadt seine Augen entspannten. In einer Seitenstraße fand er einen Taxi-Fahrer und ließ sich in sein Apartment bringen.



# **Dritter Teil: Milo**

## 13

Der erste schwere Granatenbeschuss in ihrer Straße überraschte sie in der Nacht. Milo verwebte die Detonationen zunächst mit seinen Träumen – sie unterschieden sich kaum von den kleinen Erdbeben, die in der Region häufig auftraten. Erst, als die De-

tonationen so nahe kamen, dass sie seine Bettpfosten zum Wackeln brachten, wachte er endlich auf. Er überlegte gerade, ob er aufstehen und alle zusammentrommeln sollte, als Tante bereits in seinem Zimmer stand. Sie versuchte vergeblich, das Licht anzuknippen – der Schalter bewegte sich nutzlos hin- und her.

»Milo«, rief sie und streckte ihre Hand nach ihm aus, bis sie seine Schulter zu fassen bekam. Sie zog ihn aus dem Bett und hinaus in den Flur. Sie stolperten durch die Dunkelheit und trafen auf Onkel und Selma, die sich an der batteriebetriebenen Lampe zu schaffen machten, die seit Wochen neben der Haustür bereitstand – ihre Gesichter waren in gelbes Licht getaucht, als erzählten sie eine Gruselgeschichte. Tante zog ihn an den beiden vorbei zum Wohnzimmerschrank, und die nächste Detonation zerriss die Luft, so laut, als habe das Geschoss im Nachbarhaus eingeschlagen.

»Hilf mir mit dem Yorgan«, sagte Tante und riss die untere Schranktür auf. Sie besaßen einen alten Yorgan gefüllt mit Schafswolle, den sie nur an besonders kalten Wintertagen hervorholten. Die Decke war so groß und schwer, dass sie alleine kaum zu tragen war, und sie schleppten sie zu zweit zu Onkel und Selma. Es war zu gefährlich, über das offene Treppenhaus drei Stockwerke tiefer in den Keller zu gehen, also blieben sie an jener Stelle der Wohnung, die am weitesten von den Außenwänden entfernt war. Sie sammelten sich unter der Decke, dicht an dicht gedrängt. Milo spürte den warmen Atem seines Onkels im Nacken.

»Mach das Licht aus«, flüsterte er seiner Tochter zu, und die Last ihrer angsterfüllten Blicke verschwand. Sie wurde ersetzt durch eine Dunkelheit, die ihre Ohren für die einschlagenden Granaten schärfte – Milo wusste selbst nicht, was ihm lieber war.

»Und jetzt warten wir einfach ab?«, fragte er und wusste sogleich, dass die Frage niemandem weiterhalf. Er spürte den bohrenden Blick seiner Tante, ohne ihn in der Dunkelheit erkennen zu müssen. Mit etwas Abstand, ganz so, als würde sie

diesem stumpfsinnigen Einwand keine Antwort beimessen und eine vollkommen unabhängige Aussage tätigen, sagte sie: »Die Decke wird uns vor Scherben und Splittern schützen.«

Der Einschlag der nächsten Granate war so laut, dass es ihr eigenes Haus getroffen haben musste. Der Boden unter ihnen schwankte und sie hielten sich aneinander fest. Mit zitternder Stimme fragte Tante, ob alle in Ordnung seien, als das nächste Geschoss durch die Luft zischte und definitiv das Haus traf. Diesmal prasselten Gegenstände auf den Yorgan nieder, und Selma entwich ein lauter Schrei. Es musste wohl ihre Fensterscheibe gewesen sein, die explodiert war – das wurde Milo jedoch erst Sekunden später bewusst, als ihm sein eigener stoßweiser Atem versicherte, dass er noch lebte. Selma stellte das Licht wieder an, und Tante tastete alle ab, um sicherzustellen, dass sie unverseht waren. Auf ein langgezogenes Zischen folgte die nächste Detonation, wieder sehr nahe, und im Stockwerk über ihnen war ein schweres Poltern zu hören, als hätten man dort Steine auf den Boden fallen lassen. Sollte die Zimmerdecke über ihnen einstürzen, würde ihnen der Yorgan auch nichts nutzen, dachte Milo. Ob die Helfer, die in den Trümmern nach Überlebenden suchten, über den naiven Versuch lachen würden, sich mit einem Yorgan vor dem tonnenschweren Stockwerk zu schützen? Milo wunderte sich über seine eigenen Gedanken.

Die Detonationen bewegten sich langsam von ihrer Straße weg, und mit der Zeit schienen sie nicht mehr als ein fernes Feuerwerk. Bis zum frühen Morgen saßen sie noch unter dem Yorgan zusammen, und erst, nachdem eine Stunde ohne einzige Granate vergangen war, schlugen sie die Decke zurück. Sie saugten gierig den Sauerstoff ein, der unter dem Yorgan nur in gerade ausreichendem Maße und nach kurzen Stoßlüftungen vorhanden gewesen war. Ihre Augen mussten sich an das Tageslicht gewöhnen, das mittlerweile durch das Fenster fiel und die verwüstete Wohnung deutlich zeigte. Es konnte nicht mehr als ein Querschläger gewesen sein, der ihre Wand getroffen hatte, und doch war die Scheibe gesprungen und einige Brocken aus

der Wand gerissen. Sie kehrten die Scherben zusammen und inspizierten die Löcher, die sich in die Außenwand geschlagen hatten und durch die sie ins Freie blicken konnten. Die Löcher waren so groß wie Unterteller.

»Die haben wir in einer halben Stunde gefüllt«, murmelte Onkel zerstreut, während Tante mit einem Kehrblech den Staub von der Sofagarnitur entfernte. Selma stand mit verschränkten Armen neben ihrer Mutter und rauchte eine Zigarette.

Sie gingen nacheinander auf die Toilette, wünschten sich eine gute Nacht und kehrten in ihre Zimmer zurück, um noch ein paar Stunden Schlaf nachzuholen. Der Himmel stand bereits blau und wolkenlos über der Stadt, und Milo schloss die Vorhänge. Trotz der Müdigkeit konnte er nicht schlafen. Er schwitzte am ganzen Körper, und als er sich die Hand vors Gesicht hielt, merkte er, wie stark seine Finger zitterten. Er stand noch einmal auf, verrichtete das Morgengebet und spürte, wie er danach ein wenig ruhiger wurde. Es brauchte noch eine ganze Weile, bis er eingeschlafen war, und wenige Stunden später wurde er von den klagenden Schreien seiner Tante geweckt. Onkel hatte im Schlaf einen Herzinfarkt erlitten.

Erdem war binnen einer halben Stunde bei ihnen und brachte seinen Vater mithilfe eines Nachbarn zur Totenwaschung. Milo hörte ihre gedämpften Stimmen durch die geschlossene Wohnzimmertür. Die beiden zählten von drei hinunter und ächzten kurz, als sie Onkels Körper auf die Bahre hievten – all das kam Milo sehr unwirklich vor. Selma hatte ihrer Mutter eine Tavor-Tablette in einem Glas Wasser aufgelöst und selbst einen Schluck davon genommen. Sie hielten einander in den Armen, als wiegten sie sich gegenseitig in den Schlaf, und murmelten leise die Suren mit, die Milo aus dem aufgeschlagenen Koran vor seinen Füßen rezitierte. Jenseits der Fenster trübte noch immer keine Wolke den Himmel. Nur einzelne Rauchsäulen stiegen über den Dächern auf, die nicht viel anders aussahen, als wenn die Bauern im Sommer ihren Müll verbrannten.

Sie erhielten nun von morgens bis abends Besuch. Verwandte, Nachbarn und Freunde seiner Tante saßen im Wohnzimmer, brachten selbstgemachte Aufläufe in Tupperware mit und erzählten sich Geschichten aus der Vergangenheit. Milo saß meist schweigend in der Runde. Er starrte das Bild seines verstorbenen Onkels an, das in einem Rahmen auf dem Fensterbrett stand. Er dachte an all die Geschichtsbücher, die einen Krieg an den unmittelbar Getöteten maßen. Er fragte sich, wie viele Menschen nicht an der Kugel, sondern am Windzug der Kugel starben und durch sämtliche Raster der Statistik fielen. Er fragte sich, ob sein Onkel jemals als Opfer eines Krieges gedacht würde.

Das zerschossene Fenster war behelfsmäßig mit einer Styroporplatte verdichtet worden. Es war das einzige Fenster in dem Raum, und so mussten sie auch tagsüber das Deckenlicht eingeschaltet lassen. Allen Besuchern stand der Stress der vergangenen Wochen ins Gesicht geschrieben, und das dunkle Zimmer erweckte den Eindruck, als wären sie die letzten Überlebenden in einem Bunker. Viele Menschen waren in jener Nacht gestorben, und häufig verabschiedeten sich ihre Gäste schon nach der zweiten Runde Tee mit dem Hinweis, noch weitere Hinterbliebene besuchen zu wollen. Dennoch nahmen die Trauerbesuche kein Ende. Der schmale Mund seiner Tante und ihre akkurat auf den Oberschenkeln platzierten Hände ließen darauf schließen, wie viel mehr sich in ihrem Inneren abspielen musste. Sie sprach nicht viel bei diesen Besuchen, und so kam es häufig ihren Kindern und Milo zu, die Gespräche am Laufen zu halten. Nur im Beisein ihrer engsten Freundinnen entrang ihr manchmal ein leises, herzliches Lachen, das an die Frau erinnerte, die sie eine Weile nicht sein würde. Milo hatte sich oft gefragt, ob Tante den schweigsamen Mann, der am liebsten bei seinen Tauben saß, wirklich geliebt hatte; ob sie eines der Ehepaare waren, die aus Vernunft und Sympathie zusammengekommen waren, zusammenblieben und in derselben unaufgeregten Weise auseinandergingen. Der ohnmächtige Schmerz seiner Tante, den sie mit jeder Körperregung ausstrahlte, bewies ihm das Gegenteil.

Milo war dankbar um jede Aufgabe, die ihm einen Anlass gab, den Trauerkreis zu verlassen. Das Haus war voller Menschen, die sicherlich gut für seine Tante, ihm aber fremd waren und nichts von dem auffangen konnten, was in seinem Kopf und in seinem Herzen vorging. Er genoss die kurzen Unterbrechungen, wenn er hinauf zu den Tauben steigen konnte, deren Versorgung er wie selbstverständlich übernommen hatte. Er blieb immer länger auf dem Dach, als er musste, obwohl es dort selbst in den Feuerpausen nicht sonderlich sicher war. Er setzte sich dann auf den Boden, lehnte den Kopf an die Schuppentür und genoss die kurzen Momente der Ruhe – die Tauben flogen, als sei in den vergangenen Wochen nichts Bemerkenswertes in der Stadt geschehen.

Milo spürte das starke Bedürfnis nach einem Menschen, vor dem er jede falsche Schutzschicht ablegen konnte, und er schrieb Mahmu, was passiert war. Vorsichtig fragte er, ob er vorbeikommen dürfe.

*Natürlich, antwortete Mahmu. Komm sofort, es ist gerade Feuerpause und ich mache Dolma.*

Milo kehrte in die Wohnung zurück und warf im Vorbeigehen einen Blick ins Wohnzimmer. Es war genug Familie im Haus, die sich um die Gäste kümmern konnte, und er zog Selma beiseite, um zu fragen, ob er sich für den Rest des Tages verabschieden dürfe – sie drückte schlicht seine Schulter und versprach, ihm einen Teller vom Abendessen im Kühlschrank aufzusparen. Milo zog sich Schuhe und Jacke über, bevor jemand groß Aufhebens um ihn machen konnte, und verschwand zur Tür hinaus.

Mahmu lebte nicht allzu weit entfernt in einem mehrstöckigen Apartmenthaus, das dem ihrigen zum Verwechseln glich – was nicht allzu schwer war in einer Stadt, in der beinahe jedes Gebäude aus demselben nichtssagenden Block geschnitten schien. Milo zog sich seine Kapuze über und eilte durch die Straßen – die kühle, klare Luft tat ihm gut, und er versuchte darüber die allgegenwärtige Gefahr zu vergessen, die jeder Schritt auf

der Straße bedeutete. Außer einigen Hunden und Katzen und ebenso zügig vorbeieilenden Gestalten begegnete er niemandem. Noch immer lagen grobe Steinbrocken auf den Straßen, die aus den Häusern gesprengt worden waren. Niemand schien sich dafür verantwortlich zu fühlen oder das nötige Gerät für ihren Abtransport zu besitzen – der spärliche Verkehr auf der Straße, hauptsächlich Geländewagen der Rebellen, war ständig zum Abbremsen und Umfahren gezwungen. Milo hatte schon seit einigen Tagen nicht mehr das Haus verlassen. Mit Entsetzen betrachtete er seine Heimatstadt, die mehr und mehr in sich zusammenfiel. Ein ausgebranntes Auto stand am Straßenrand, als gehöre es zur Requisite eines Endzeitfilms.

Als Mahmu ihm die Tür öffnete, nahm er ihn sofort lange in die Arme – er murmelte sein Beileid und führte ihn ins Wohnzimmer. Milo war zum ersten Mal in Mahmus Wohnung; eine Zimmerecke war seinem Bücherregal und seinen Staffeleien vorbehalten, und Milo hatte gute Lust, sich davor niederzulassen und nie wieder aufzustehen. Er ließ den Blick über das Regal wandern und bekam ein Geschicklichkeitsspiel in die Hände, das zwischen den Büchern lag. Mehrere Rechtecke waren ineinander verhakt und ließen sich nur durch eine geschickte Kombination der Winkel auftrennen. Er probierte sich ein wenig daran, hatte aber keine Geduld dafür. Sein Leben war kompliziert genug, als dass er sich freiwillig weitere Probleme aufdrückte.

Mahmu kam mit Tee aus der Küche zurück. Er hatte die ersten Tage der Belagerung bei seinen Eltern verbracht und war erst vor Kurzem wieder in seine Wohnung zurückgezogen – sie hatten glücklicherweise keine Toten in der Familie zu beklagen. Er schenkte den Tee ein, und Milo erzählte von Onkel und von der Nacht, in der er gestorben war. Er erzählte von den großen und kleinen Momenten, die er mit seinem Onkel geteilt hatte, auch von der Distanz, die ihre Beziehung gleichsam geprägt hatte, und er sprach von Onkels Bereitschaft, ihn als kleinen Jungen in seinem Haus aufzunehmen, als seine Mutter zu ihrem

neuen Ehemann ins Ausland zog. Milo erzählte seine gesamte Lebensgeschichte, der Mahmu sehr aufmerksam folgte, und er war ihm umso dankbarer, als er zum richtigen Zeitpunkt auf die Dolma zu sprechen kam und auf den Film, den er sich heruntergeladen hatte. Mit Tellern auf dem Schoß streckten sie sich auf dem Sofa aus. Dabei zuzusehen, wie Susan Sarandon und Geena Davis in einem Ford Thunderbird durch die Wüste fahren, war so herrlich weit weg von ihrer Realität, dass Milo sie eine Weile vergessen konnte. Nach dem Abspann saßen sie noch lange in der Dunkelheit zusammen, und erst gegen Mitternacht machte sich Milo auf den Heimweg. Er musste sich eine Taschenlampe leihen, da die Straßenlaternen seit einigen Tagen außer Betrieb waren. Mahmu begleitete ihn ein Stück des Weges, um sich die Beine zu vertreten, wie er sagte. Erst als Tantes Haus in Sichtweite kam, umarmten sie einander eilig, und die Kegel ihrer Taschenlampen wanderten in entgegengesetzter Richtung davon.

## 14

Mahmu besaß eine passable Internetverbindung, was in der belagerten Stadt von unbestreitbarem Wert war. Die Verbindung wurde dank einer Parabolantenne aufrechterhalten, die er an die Außenwand montiert hatte, und sie lagen stundenlang auf Mahmus Couch und durchforsteten seinen *Netflix*-Account. Die Ablenkung war unendlich und hochwertig produziert. Mahmu mochte *Breaking Bad* und *Friends* am liebsten, Milo dagegen *House of Cards* und *BoJack Horseman*. Sie sahen sich auch Serien an, die erst am Ende der Suchergebnisse erschienen, und sie sahen sich Serien an, die sie gar nicht mochten und deren Szenen sie auseinandernahmen. Sie legten dann keinen Wert darauf, den Dialogen zu folgen, sondern sprachen mitten hinein, erzählten sich gegenseitig, was sie an den Figuren oder der Handlung auszusetzen hatten, oder stellten die Lautstärke aus, um den Figuren ihre eigenen Dialoge zu geben. Häufig drifteten sie dabei

ab, gerieten von einem Thema zum nächsten und kehrten nur sporadisch zur Episode zurück, um auf einen besonders schlechten Plot-Twist hinzuweisen. In gewisser Weise mochte Milo die schlechten Serien am liebsten.

Mahmu war dieser Tage von seiner Arbeit freigestellt. Für einen Maler bestand in der ständig beschossenen Stadt kein Bedarf. Wenn er sich nicht mit Hilfsarbeiten auf einer der vielen Baustellen verdingen konnte, war er arbeitslos.

»Ich beneide dich um die Schule«, sagte Mahmu, der in Jogginghosen am Küchentisch saß. Er schabte säuberlich die Samen aus dem Gemüse, das er für hohe Summen auf dem Markt erstanden hatte, und pflanzte sie in Blumenkästen. Seit der Belagerung zog er auf seinem Balkon Lauchzwiebeln, Tomaten, Zuckerschoten und Paprika; bis auf einen schmalen Durchgang hatte er den gesamten Balkon mit Töpfen und Blumenkästen vollgestellt. Er hoffte, in den letzten Zügen des Herbsts noch einige Pflanzen hochziehen zu können.

Milo goss sich Tee ein, der auf der Herdplatte bereitstand, und setzte sich zu ihm. Er hatte die vergangene Nacht auf Mahmus Couch verbracht. Sie hatten sich *Matrix* angesehen, als der Beschuss bis an ihr Viertel herangekommen war, und es war sicherer gewesen, bei ihm zu übernachten. Er beobachtete Mahmus dreckige Fingerkuppe, die einen der Paprikasamen aufnahm und in die feuchte Erde drückte.

»Was sind deine Pläne für heute?«, fragte Milo.

»Mich selbst bemitleiden. Ich habe gerade mit Fayaz Schluss gemacht.«

Milo setzte sein Teeglas ab. »Was? Warum?«

»Wir hatten unterschiedliche Vorstellungen von Partnerschaft.«

»Was heißt denn unterschiedliche Vorstellungen von Partnerschaft – hat er dich betrogen?«

Mahmu drückte weiter Paprikasamen in die Blumenerde – er widersprach nicht.

»Nein! Was für ein Arschloch.«

Mahmu zuckte die Achseln. »Warum sollte ich jemanden halten, den es in eine andere Richtung zieht? Es wird auch nicht besser werden, solange ich hier eingesperrt bin, also lasse ich es lieber bleiben. Jetzt bekomme ich ständig reumütige Anrufe, also bleibt das Handy erst mal aus.«

»Oh Mahmu, das tut mir sehr leid.«

»Tja«, sagte er, »the show must go on.«

Er zeigte keine sonderliche Lust, darüber zu reden, und brachte den Blumenkasten auf den Balkon. Milo blieb alleine am Tisch zurück. Er überlegte, wie er ihm helfen konnte, und warf einen Blick auf die Uhr – er war bereits spät dran. Er zog das Shirt aus, das er sich von Mahmu zum Schlafen geliehen hatte, wusch sich über dem Waschbecken und schrubhte sich mit den Fingern die Zähne. Etwas zerzaust trat er an die Haustür.

»Sehen wir uns nach der Schule?«, fragte er Mahmu.

»Du solltest mal wieder einen Abend bei deiner Tante verbringen. Sie braucht eure Gesellschaft.«

Milo wusste, dass er Recht hatte. »Morgen also?«

»Gerne.«

Sie lagen sich lange in den Armen, und als sie sich voneinander lösten, konnte er Mahmus geschlagenen Blick kaum ertragen. Er hätte Fayaz gerne noch mehr Beleidigungen an den Kopf geworfen, aber er wusste, dass Mahmu nicht der Typ war, dem so etwas half.

»Ich bringe dir *Knefeh* mit«, sagte Milo, ohne groß darüber nachzudenken. Es war Mahmus Leibgericht.

Mahmu lachte. »Wo möchtest du denn *Knefeh* auftreiben?« Mit der Belagerung kamen nur die nötigsten Lebensmittel in die Stadt, und das zu horrenden Preisen – Süßspeisen waren aus den meisten Auslagen verschwunden.

»Das wirst du schon sehen«, sagte Milo und freute sich, dass er ihn mit einem Lächeln in der Tür zurücklassen konnte – schon auf dem Weg die Treppe hinunter wusste er jedoch, dass er sich in Schwierigkeiten gebracht hatte. Er schwänzte die letzten beiden Stunden Unterricht und klapperte die Bäckereien und

Süßwarengeschäfte der Stadt ab, von denen die meisten geschlossen oder dazu übergegangen waren, nur noch einfache Sorten Brot herzustellen. Seine Nachfrage wurde mit Blicken bedacht, die ihm abwechselnd Naivität oder Dekadenz unterstellten, und doch wurde er immer an eine nächste Adresse verwiesen, an der das Gesuchte möglicherweise zu finden war; schließlich landete er in einer dunklen Bäckerei, in der er noch nie gewesen war und die mit Heiligenbildchen und dünnen Wachskerzen vollgestellt war. Die Jungfrau Maria sah mit betrübtem Blick auf die leeren Auslagen hinunter.

»Wir haben nichts«, sagte die alte Bäckerin, die es gewohnt zu sein schien, ihre Kunden wegzuscheuchen – sie war halb von ihrem Schemel aufgestanden, doch als Milo von den *Knefeh* sprach, leuchteten ihre Augen auf, als habe er das geheime Zauberwort gesprochen. Sie machte ihm ein Zeichen, ihr in die Backstube zu folgen, und Milo kam es vor, als wolle er Drogen kaufen. Er bestellte eine Schale und bestellte noch eine zweite hinterher, die er Tante mitbringen würde; sie mochte *Knefeh* mindestens genauso gerne wie Mahmu. Er handelte den Preis noch etwas hinunter und wurde dennoch ein kleines Vermögen los; das alles war nicht sonderlich vernünftig gewesen, dachte er auf dem Rückweg, aber nicht alles, was unvernünftig war, war auch falsch.

Er knüpfte eine Tüte *Knefeh* an Mahmus Türklinke und schrieb ihm eine Nachricht, die ihn auf die Überraschung aufmerksam machte. Zufrieden lief er die Treppe hinunter, doch sein Hochgefühl schwand mit jedem Straßenblock, dem er sich seinem Zuhause näherte. Er drehte den Schlüssel im Schlüsselloch und horchte auf die Geräusche der Wohnung – es waren wohl keine Trauergäste im Haus, denn er konnte den Fernseher hören. Milo schob sich die Schuhe von den Füßen. Es schien, als hätten sich die Räume mit einer dunklen Flüssigkeit vollgesehen, als wären sie schwer und tropfend geworden und müssten nun kräftig ausgewrungen werden. Milo begrüßte seine Tante, die im Schein des Fernsehlichts saß und mit leerem Blick das

Programm verfolgte. Die *Knefeh*-Tüte in seiner Hand kam ihm mit einem Mal lächerlich und unpassend vor; er legte sie auf den Küchentisch, ohne sie zu erwähnen, und setzte sich zu ihr. Über ihren Füßen lag eine Decke, noch zusammengefaltet, als habe sie sich ihretwegen den Aufwand nicht machen wollen. Sie fragte ihn nach der Schule, und Milo saugte sich ein paar harmlose Geschichten aus den Fingern, auf die sie nicht weiter einging.

Als Selma von der Apotheke zurückkam, stellte Tante den Fernseher aus und wechselte in die Küche, um das Abendessen vorzubereiten. Milo erinnerte sich an die *Knefeh* und kam ihr hinterher; Tante hatte bereits die rote Plastiktüte zurückgeschlagen und die in Alufolie verpackte Schale entdeckt.

»Was ist das?«

»*Knefeh*.«

Tante zog eine Augenbraue nach oben. »Wie viel hast du dafür bezahlt?«

»Nicht viel.«

Sie wusste, dass er log, und er fürchtete, dass Tante ihn ausschimpfen würde – doch sie holte drei Gabeln aus der Küchenschublade und schob die *Knefeh*-Schale in den Ofen. Sie rief Selma zu sich, und als das Fett auf der Kruste zu brutzeln begann, teilte sie die Stücke auf, sodass der süße Käse seine Fäden zog. Tante schien keine sonderliche Freude an dem Gericht zu haben, und doch war ihr ein kurzes Lächeln über die Lippen gehuscht, als sie die Teller verteilte – allein dieses Lächeln, dachte Milo, war die Aktion wert gewesen.